

## Unter der Asche.

Roman von F. Heideheim.

„Ihr Gemahl ist nicht ermordet, gnädige Frau,“ sagte der Arzt; „suchen Sie, Sie werden keine Spur einer Wunde an diesen Resten entdecken — kein Blutstropfen ist in der wohl-erhaltenen Wäsche, der Kleidung überhaupt zu finden. Ihr Gemahl ist hinabgestürzt und hat das Genick gebrochen. Sehen Sie hier, dies fanden wir in seiner Hand — dies neben ihm.“

Er legte der Amtmännin v. Lußgart einen kleinen Hand- leuchter vor, den Hut und die Reitpeitsche ihres unglücklichen Gatten.

„Das Geld? Er hatte viel Geld bei sich!“ rief sie tonlos, aber heftig heraus; sie wollte durchaus ihren unseligen Ver- dacht nicht fahren lassen.

Betroffen sah der Arzt ihren Sohn an.

Dieser winkte. Todtenstille; man hörte fast die Herzen schlagen.

„Suchen wir!“ trat der Beamte heran. Er tastete vor- sichtig an diesen kaum noch menschenähnlichen und doch so erkennbaren Resten herum.

„Und da —! In der Brusttasche des vom Staub der Jahr- zehnte bedeckten Mantels fand man ein Konvolut Papiere.“

Der Beamte öffnete: Ein Aktenstück! Obligationen! Kassen- schein! Wahrscheinlich alle längst entwerthet!

Wie eine Bildsäule, aschgrau, geisterhaft, starrte die Amt- männin v. Lußgart auf diese Papiere, dann um sich her mit blödem, wirren Blick. Es war, als träte jetzt der Wahnsinn an sie heran.

Da stand neben ihr der Pastor.

Er ergriff ihre Hand: „Gott ist barmherzig und dem Neu- mütigen giebt er Gnade!“ sagte er mit leiser, sehr milder Stimme zu ihr.

Sie blickte ihn scheu an, dann schloß sie die Augen und sank an ihm nieder zur Erde.

War sie todt oder nur bewußtlos? Aber niemand achtete jetzt auf sie. Alles sah auf Gerner, in dessen Armen der Sohn dieser Frau lag und laut schluchzte, während Gerner sich mit tiefer Nührung bemühte, seiner eigenen grenzenlosen Erschütterung Herr zu werden.

Alle umdrängten die beiden. Eine wahrhaft fanatische Auf- regung bemächtigte sich der Dorfleute. Als hätten sie immer nur auf Seiten der verfolgten Unschuld gestanden, so jubelten sie Gerner zu. Viele eilten fort, die Nachricht im Dorfe zu verkünden, und in dem unbefruchteten Gerümmel sanken Klara und Annita, welche Gerner's Befehl ins Haus gebannt hatte und welche jetzt dennoch kamen, da sie es vor Ungebuld und Aufregung nicht mehr aushielten, an sein Herz, während der Baron und Adolf mit Hilfe des Arztes und einiger Leute die bewußtlose Frau v. Lußgart auf eine schnell herbeigeholte Matrage legten und sie nach der Mühle schafften.

„Es ist nur eine Ohnmacht, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß dieselbe in diesem Alter und bei den vorliegenden Um- ständen ernste Folgen haben kann!“ sagte der Arzt.

Lange Zeit hatten der Arzt und Adolf v. Lußgart am Lager der zum Leben Zurückgekehrten zu thun; sie war bei voller Besinnung, aber so schwach, daß sofort energische Mittel an- gemendet werden mußten, um nur das dünne Mädchen, an dem ihr Leben hing, nicht zerreißen zu lassen.

Klara kam und umarmte vor Freude weinend den Sohn dieser endlich überzeugten Frau, auch Alex bot ihre Hilfe an; er wies sie beide ab, er allein durfte jetzt um die Mutter sein, damit nichts sie noch mehr aufrege.

Adolf v. Lußgart blieb die ganze Nacht neben der kaum Athmenben; erst als sie gegen Morgen einschlief — gesprochen hatte sie keine Silbe, dazu war sie zu schwach —, erlaubte er sich auch eine Stunde der Ruhe.

Was war in dieser Nacht durch sein Herz, durch seine Ge- danken gegangen? Sein ganzes, freudloses Leben, das hinf-

zerstörte seiner Mutter, Gerner's unschuldiges Leiden, Annita, seine Liebe, die vagen Hoffnungen!

Zum Tode erschöpft schlief er endlich ein.

Wie anders verlebten Gerner und die Seinigen diesen Abend!

Von Ruhe war keine Rede bis zu später Stunde; aber mit welchem Herzen erlebte Gerner jetzt alle diese Formalitäten, welche theils unerlässlich waren und andertheils ihm zu eigener Genugthuung gereichten!

Es war zunächst das Protokoll aufzunehmen, der Gerichts- arzt hatte den Leichnam noch einmal gründlich untersucht, es waren die nöthigen Schritte zu thun, um die gefundenen Werthpapiere als die damals mit Lußgart zugleich ver- schwundenen bestätigen zu lassen. Die traurigen Ueberreste des bei den ersten Schritten schon auf seiner Flucht verunglückten Mannes waren der Erde zu übergeben und die Vorbereitungen für das Begräbniß zu treffen. In allen diesen Dingen nahm der Baron Laura ebenso lebhaften Antheil wie Gerner selbst; zum erstenmal seit seiner Heimkehr aus der Schweiz vergaß Laura seine eigenen Gedanken und Schmerzen; dazwischen kamen für die Männer die von allen Seiten auf sie einbringenden Fragen und Kombinationen, von denen diejenige, welche Gerner zuerst ausgesprochen hatte, den meisten Anklang fand. In jener Schreckensnacht hatten Stephani und seine Bande eine Menge der alten Balken und Bohlen in den Hof geschleppt, dadurch war der Brunnenverschluß frei geworden, und der eilig den Raum passirende Lußgart war in die Tiefe gestürzt, von welcher sich entweder der Verschluß verschoben hatte oder dessen Holz schon damals zermürbt war, was nicht so un- wahrscheinlich schien, nach dem jetzigen Zustande der Trümmer zu urtheilen. Es blieben ja überhaupt alle diese Vermuthungen eben nur solche. Wer vermochte nach dreißig Jahren noch die Wahrheit ganz zu ergründen?

Immer wieder traten Einzelne in die Sakristei der Kirche, wo man die Reste des Verunglückten mit möglichster Schonung aufzubahren bemüht war, und betrachteten mit schauernder Neugier diese verschrumpften, eingetrockneten Glieder, die, ab- gegeben von dem darauf liegenden feinen Staube, noch so wohl erhaltenen Kleider. Die Maurer hatten dringend um die Erlaubniß gebeten, jene geheimnißvolle Thüre am Grund des Brunnen-schachtes zu öffnen, und es lag kein Grund mehr vor, ihnen dieselbe zu versagen. So kletterten denn ihrer mehrere wieder hinunter und öffneten mit Artzwecken das hölz. vom Rost zerfressene kunstvolle Schloß, wobei hier die Vollzähle der über und über mit Eien beschlagenen Thüre sich noch stark und fest erwies. Einer der Arbeiter fand, während dies geschah, noch die zusammengezogenen Lederhandschuhe Lußgart's. Wahrscheinlich hatte er sie in der Hand gehabt, als er stürzte. Sie besaßen noch den Fund, als die kleine Thüre zusam- men- trachte.

Was war dahinter? Der leidenschaftlichen Spannung der aufgeregten Leute folgte eine allgemeine Enttäuschung. Eine enge Zelle, wahrscheinlich ein besonders harter Strafort für die Gerechtigkeit des Klosters, bot sich ihren Blicken. Man leuchtete mit einer Laterne hinein in das enge dunkle Loch, welches, regelrecht ausgemauert wie der Brunnen, kein Fenster, noch ein anderes Luftloch hatte, als jene kleinen herzförmigen Ausschnitte, die man in der Thüre nicht gleich bemerkt hatte, weil der durchbrochene Eisenbeschlag sie verdeckte und Staub und Schmutz eines Jahrhunderts sie dicht überklebte. Es war nichts zu sehen als eine breite, niedrige Lagerstätte, von Mauer- steinen aufgeführt, und in der Wand eiserne Ringe und die Reste einer Kette.

Hatte jemals ein unglückliches Wesen in diesem schrecklichen Kerker geschmachtet und gebüßt?

Wer konnte es wissen! Die Mauern schwiegen und eine Spur fand sich nicht. Aber dieser mackerlose Brunnen-schacht

war jetzt erklärt, und erklärt auch, daß man ihn, fest verschlossen von jenem Wohlendekel in dem dunklen Räume, der darüber gewesen war zur Zeit, da das Kloster noch stand — Gott mochte wissen, seit wann — völlig vergessen hatte. Ober sollte Kuggart davon gewußt und es vorgezogen haben, sich hier zu verbergen? Aber dann hätte er eine Leiter haben müssen. Auch sah ihm ein solches Verfahren zu wenig ähnlich, zu wenig gleich; er, der am liebsten sich tollkühn gegen die ganze Schaar seiner Angreifer geworfen hätte, er versieckte sich gewiß nicht vor ihnen.

So blieb die erste Annahme immer die wahrscheinlichste. Erst spät kehrte Gerner in sein Haus zurück, und noch später verließ sich der Haufen.

Wo war Gemming geblieben? Es fiel dem Baron erst jetzt ein, da Gerner ihn fast gewaltsam mit sich nahm, diesen ersten schattenlos glücklichen Abend in deutscher Heimath mit ihm zu feiern, daß der Rittmeister schon lange nicht mehr bei ihnen gewesen war, auch daß er ihn nur sehr flüchtig begrüßt hatte. Er trat indeß mit hinein zu Frau Klara, und so schmerzvoll auch sein eigenes Herz zusammenzuckte bei dem Blick auf die freund- und friedvolle Häuslichkeit Gerner's, so hielt er sich doch tapfer und blieb mit ihm und seiner Gattin eine Stunde noch zusammen. Gerner's Wein that beiden Männern gut; die Abspannung machte sich besonders bei diesem geltend; aber so bleich er auch war, so lag doch über seinen Zügen ein Glanz und eine Glückseligkeit, die ihn wahrhaft schön aussehen ließen. Klara lachte und weinte in einem Athem, wußte nicht, was beginnen, um ihrerseits dem geliebten Gatten all das Unrecht schweigend abzubitten, das die Welt ihm gethan hatte.

Der alte Husjer kam noch spät athemlos angelaufen. „Sie wollen Ihnen einen Fackelzug bringen, Herr Doktor; heute geht es nicht mehr, aber morgen sollen aus der Stadt Fackeln geholt werden. Ich wollt' es nur sagen, falls die Frau Doktor vielleicht ein Fäßchen Bier oder Wein zu spendiren gedächte und es wäre zufällig nichts im Hause.“

Gerner lachte. Wie das jetzt so frei und herzhast klang! „Sie sehen es, Baron, Volksgunst!“ „Nun, es freut mich, daß die Leute Ihnen so Abbitte thun wollen,“ sagte Taura.

Der alte Husjer trank sein Glas Wein mit Behagen. Ihm lag weniger an dem Genuß, als an der Ehre, versicherte er stolz, und indem er mit bescheidener, aber sehr komischer Gravität auf Frau Klara zutrat und sie bat, ihm die Ehre zu gönnen, daß er mit ihr anstoße, sagte er feierlich: „Ich habe niemals viel übrig gehabt für das schwache Geschlecht, aber zwei weiß ich doch darunter, die besser sind als alle anderen; das eine ist die Frau Doktor Gerner und das andere ist meine Alte; nur darf sie es nicht wissen, denn sonst trägt sie mir die Nase zu hoch.“ — Taura zuckte unmerklich zusammen, aber man mußte sich wohl gewöhnen an diese unaussprechlichen Nadelstiche. Der alte Husjer dachte nicht entfernt an eine hämische Anspielung, er glaubte mit voller Treuherzigkeit an die Krankheit der Baronin. Inzwischen lachten und sprachen die anderen weiter.

Annita beschwerte sich heiter, daß sie von Husjer zu der Allgemeinheit gezählt werde. Das junge Mädchen sah strahlend schön aus und unaussprechlich glücklich, aber nur dem Baron fiel dies auf, und ihm kamen auch Gedanken, welche das Ziel nicht ganz verfehlten. Gerner und Klara dachten gar nicht darüber nach, es schien ihnen nur natürlich, daß Annita sich mit ihnen freute.

Alix v. Taura hatte das aufgeregte Rufen und Laufen der Dienerschaft gehört, und ihren Fragen war die überrassende Mittheilung geworden, welche das ganze Dorf in Aufruhr brachte.

Ihr Vater war schon fort und gleich nach dem Kloster gegangen, wohin alles nun strömte.

Sie sah vom Fenster aus eine Weile zu, wie immer mehr Menschen aus dem Dorfe über den Kirchhof eilten; was mochten sie nur finden? Wie alle diese Dorfleute nach einer Abwechslung in dem täglichen Einerlei ihres Lebens hauchten! Sie fühlte keine solche Neugier und blieb ruhig zubause. Ihrer vornehmen Natur war dies Drängen und Hasten zuwider.

Um die Mittagszeit kam ihr Vater zurück; lebhaft erregt von der Spannung, ob man des verschollenen Lußgarts Leichnam

finden werde, als er hastig ein wenig und eilte dann wieder fort, um neben Gerner zu bleiben.

Wird Gerner endlich gerechtfertigt werden?

Mit der hangen Frage blieb sie allein, und wenn ihr selbst auch das Glück verjagt war, hoffnungsvoll in die Zukunft blicken zu dürfen, so behte sie doch um Annitas und Lußgarts Hoffnungen. Für sich hatte sie nur noch die stumme Resignation zu wählen, und trüben Sinnes drückte sie immer von neuem die Dornen der Entsagung in ihr zuckendes Herz. Ihr war, als habe dies letzte Jahr mehr Inhalt gehabt als alle die früheren Lebensjahre zusammen, und als sei sie, seit Adriana nicht mehr bei ihnen war, um ein Jahrzehnt gealtert. Welt war alles draußen, und die Sonne schien nur auf todt's Laub, so, gerade so stand es um ihr Lieben und um ihr Hoffen.

Mit dem Scheiden des Herbstes war eine völlige Entmuthigung über sie gekommen. Adriana war und blieb verschwunden und hatte wahrscheinlich bei ihrer weiblichen Gewöhnung freundlichere Gegenden aufgesucht. Der feste Glaube an sie war in Alix's Herzen wankend geworden und sonderbarer Weise an jenem Tage zuerst, da sie mit ihrem Vater wieder von Adriana sprechen durfte.

Damals beschlich der Zweifel ihr Herz zum erstenmal wie eine athemraubende Bekümmigung, noch während sie Adrianas Vertheidigung führte, seitdem legte er sich wie ein beklemmender Druck immer fester auf dasselbe, je mehr ihren Vater danach zu verlangen schien, mit ihr über die wie vom Erdboden Verschwundene zu sprechen.

Ihres Vaters Urtheil über die noch immer so heiß geliebte Frau war wechselnd wie seine Stimmung, aber vorherrschend schien jetzt die heimliche Sehnsucht nach ihr.

(Fortf. folgt.)

### Die Bären der Fürstin Lubomirska.

Von Leopold v. Sacher-Masoch (Mannheim).

Am 2. November 1782 ging der Gerichtsbote Kobanowski an dem Schlosse Wolbin, das der Fürstin Lubomirska gehörte, vorüber. Er trat einen Augenblick in den Garten und ging zu dem Bärenzwinger, da er gebürt hatte, daß derselbe seit kurzem wieder einige Thiere beherbergte. Während er sich vorsichtig dem Gitter näherte, hörte er zu seiner Ueberraschung Stimmen, und als er den Hof vorstreckte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß es die Bären hinter den starken Eisenstäben waren, welche sich in lateinischer Sprache zusammen unterhielten. Erschreckt wich der Gerichtsbote zurück, betrunzte sich und ergiff sodann die Flucht.

Da die Bären der Fürstin Lubomirska waren in der That keine gewöhnliche Waldbewohner, sondern sehr gebildete und gelehrte Bären.

In der nahen Kreisstadt hatten in jener Zeit eine Anzahl Herren nach Muster der babilonischen Republik einen Orden der römischen Tugend gegründet, welcher vor allem dazu bestimmt war, die Sitten zu richten und zu veredeln. Die Mitglieder beobachteten in ihrem Privatleben, noch mehr aber bei ihren Sitzungen die Gebräuche und Gewohnheiten der alten Römer. Ihr Sitzungsaal war mit Abgüssen antiker Götterbilder geschmückt, die Stühle auf denen sie saßen, waren jenen der römischen Senatoren nachgebildet und sie nannten sich nicht bei ihren wirklichen Namen, sondern mit jenen großer und gefeierter Römer. Es gab einen Cato, Brutus, Regulus, Fabius Cunctator, Cincinnatus und viele andere. Die Fürstin Lubomirska, welche von ihrem Gatten getrennt, ein lustiges Leben führte, das den bösen Zungen reichen Stoff zu Moralpredigten gab, erregte vor allem den Unwillen, den Zorn und den Spott dieser edlen Römer. Eines Abends, als sie wieder zu einer Sitzung versammelt waren, begann Cato, der Präsident des Bundes, die Fürstin laut anzufügen und seine Genossen zu Maßregeln gegen dieselbe aufzufordern.

„Du hast recht,“ sagte Herr Kobinski, hier Fabius Cunctator genannt, „unter ganzes Wirken ist hoffnungslos, so lange diese Frau es wagt, offen allen Anschauungen der Gesellschaft Trotz zu bieten, jedem Anstand Hohn zu sprechen. Aber wäre es nicht vielmehr die Sache des Fürsten, hier einzugreifen?“

„Der Fürst hat keinerlei Macht ihr gegenüber,“ erwiderte Brutus, Herr Malwinski, „es ist aber durchaus nicht nöthig, daß wir Beschlässe fassen, welche uns in ernste Konflikte mit der Fürstin bringen könnten. Es genügt, wenn wir sie gleichsam an den Branger stellen und ihr auf diese Weise coram populo scheinend eine im Grunde genommen ernste Verwarnung erteilen.“

„Ich beantrage,“ rief Regulus, „daß wir sie ironisch zum Mitgliede unseres Bundes ernennen und ihr den Beinamen „Lucretia“ verleihen.“

„Nicht übel,“ sprach Fabius Cunctator, „doch ich fürchte, daß

die Für  
ihre so  
„Wit  
der B  
Dieße  
antrag  
und ih  
Sie n  
Streich  
vorrich  
Der  
stimmte  
treffend  
danach  
Fürstin  
in der  
Münze  
Als  
hielten,  
dann d  
Füßen,  
die Bo  
in den  
begleit  
Flucht  
Fenite  
die G  
ließ in  
Nach  
Berker  
daß U  
ließ sie  
Rolle  
zu töd  
Obn  
hatte i  
herrlich  
sich nu  
Einlich  
nahm  
senzen  
Die  
dort a  
wurde  
dresfir  
zu erz  
Wären  
sie für  
Fürstin  
so fan  
Kloster  
Als  
zahl G  
Bei d  
sehen,  
der W  
Bären  
zu nee  
der S  
Unru  
Anblic  
einer  
Glas  
der T  
saal u  
die ad  
lektre  
als di  
Morg  
ihren  
Bären  
Streit  
Dan  
zu En  
prüfen  
kündig  
werde  
Die  
Todes  
durch  
und e  
ber a  
Trach  
fielen,  
um si  
Als  
um J  
Zügel  
hinter

die Fürstin zu Repressalien greifen wird, und wir kennen alle ihre tolle Laune und ihren gewaltthätigen Sinn." sagte jetzt Cato, der Präsident. "Sollten wir uns vor einer Frau fürchten? Diese das römische Tugend lehren und verbreiten? Ich beantrage, die Fürstin zur Venus unseres Tempels zu erwählen und ihr dies durch ein schön geschriebenes Diplom fund zu geben. Sie wird sich dann doch vielleicht bestimmen finden, ihre wilden Streiche und ihre Galanterien wenn nicht aufzugeben, so doch vorsichtiger zu betreiben."

Der Antrag fand Beifall und nachdem die meisten für denselben stimmten, wurde derselbe zum Beschluß erhoben und das betreffende lustige Dokument auf der Stelle aufgesetzt. Einige Tage danach überbrachte ein Bote des Ordens das Pergament der Fürstin, welche dasselbe unter lautem Lachen las, sich aber noch in derselben Stunde entschloß, den edlen Römern mit gleicher Münze zu bezahlen.

Als die Herren das nächstmal ihre feierliche Sitzung abhielten, ließ sich draußen plötzlich Herdegetrappe vernehmen und dann drang die Fürstin, kurz geschürzt, Männerkrieger an den Füßen, in einer Kazabanka von Purpuramant, mit Zobel befestigt, die Zobelmütze auf dem schönen Kopf, den Kantschuk in der Hand, in den Sitzungssaal, von ihren bewaffneten Kofaken und Dienern begleitet. Bei ihrem Anblick ergriffen die tapieren Römer die Flucht, und es gelang einem Theil derselben, sich durch die Fenster in das Freie zu flüchten. Doch acht von ihnen fielen in die Gewalt der schönen Frau, welche sie durch ihre Leute fesseln ließ und als Gefangene mit sich führte.

Nachdem die Herren eine Nacht in einem dunklen, feuchten Kerker zugebracht hatten, sprach am folgenden Morgen die Fürstin das Urtheil über sie, das ebenso lustig als böshaft ausfiel. Sie ließ sie in Värenelle nähren und drohte jeden, der aus seiner Rolle fallen, oder nur ein Wort sprechen würde, auf der Stelle zu tödten.

Obwohl kurz vorher die polnische Herrschaft ein Ende genommen hatte und das Land von kaiserlichen Beamten verwaltet war, so herrschte doch noch Willkür und Gewalt und der Adel gewöhnte sich nur langsam daran, den Geheizen zu gehorchen und sich eine Einschränkung seiner Rechte gefallen zu lassen. Die Herren nahmen also die Drohung der Fürstin ernst und fügten sich seufzend in ihr lächerliches Schicksal.

Die acht Vären wurden nun in den Zwinger geschleppt und dort gefangen gehalten. Hier empfingen sie ihre Nahrung und wurden jeden Tag herausgeführt, um von der Fürstin persönlich dressirt zu werden, denn dieselbe hatte es übernommen, sie selbst zu erziehen und abzurichten. Auf ihren Wink mußten die armen Vären serviren, tanzen und allerlei Kunststücke auführen. Wenn sie sich ungehorsam oder ungehorfam zeigten, unterstützte die Fürstin ihre Worte durch kräftige Hiebe mit dem Kantschuk, und so fanden sich die acht Römer überraschend schnell in ihre Rollen.

Als die Dressur beendet war, lud die Fürstin eine große Anzahl Gäste aus der Nachbarschaft zu einem glänzenden Feste ein. Bei der Tafel mußten ihre Vären die Stelle der Diener versehen, die Speisen auftragen und die Gläser füllen, wie es einst der Bojewode von Littauen, Fürst Radziwill mit wirklichen Vären aufgeführt hatte. Die Fürstin, welche es liebte, alle Welt zu necken, belustigte sich bei dieser Gelegenheit doppelt. Erst an der Strafe, welche ihre Gegner erlitten, dann aber auch an der Unruhe, welche ihre Gäste zeigten. Mehr als einer war bei dem Anblick der schrecklichen Dienerschaft bleich geworden, mehr als einer ließ die lestersten Gerichte an sich vorüber gehen oder sein Glas gegen seine Gewohnheit unberührt vor sich stehen. Nach der Tafel begab sich die Fürstin mit ihren Gästen in den Tanzsaal und beim Klange einer türkischen Janitscharenmusik mußten die acht Vären vor ihren Gästen ein Ballet auführen, das den letzteren mehr Angst als Vergnügen bereitete. Alles athmete auf, als die Vären endlich abzogen. Das Fest währte noch bis zum Morgen, erst, als im Licht des jungen Tages die Schlitzen vorzöhrten und die Gäste sich verabschiedeten, erschienen wieder die Vären der Fürstin, um denselben mit Tackeln in den Taschen eine Strecke weit das Geleite zu geben.

Damit war die Buße der tugendhaften Römer jedoch noch nicht zu Ende. Die Fürstin hatte beschlossen, sie noch grausamer zu prüfen und zu ängstigen. Eines Tages ließ sie denselben ankündigen, daß am folgenden Morgen eine große Jagd stattfinden werde, und daß sie selbst bei derselben das Wild vorstellen sollten.

Die acht Herren brachten die Nacht schlaflos in Aufregung und Todesangst zu. Sie hielten es für möglich, daß die Fürstin sie durch Flintenschüsse tödten oder ihren Rücken preisgeben werde, und erinnerten sich jenes Graien Botzki, des Herrn von Kamion, der auf offener Straße einem Bischof durch seine Kofaken eine Tracht Prügel geben ließ und den Juden, die in seine Hände fielen, auf die Bäume zu steigen und „Kradud“ zu rufen befohl, um sie dann ohne Erbarmen mit der Linde herabzuschleichen.

Als der Morgen anbrach, beteten sie und flehten den Himmel um Rettung an. Nebend verließen sie ihren Zwinger, als die Jäger der Fürstin sie hinausführten und im Walde, der sich hinter dem Schlosse ausbreitete, angelangt, blickten sie um sich,

ob sich nicht irgendwo ein Weg zur Rettung, zur Flucht zeige. Doch die Jäger hatten sie von allen Seiten eingeschlossen und bewachten sie streng und aufmerksam.

Endlich ertönten die Jagdhörner und die Fürstin kam zu Pferde an, von einigen Damen begleitet, welche sie, um ein Unglück zu verhüten in ihre Pläne eingeweiht hatte. Die schönen mutigen Amazonen sahen alle in pelzbesetzter Kazabanka, den Kalpat auf dem Kopf, zu Pferde, ohne jede andere Waffe als den Kantschuk, den sie in der Hand hielten. Wieder ertönten die Hörner und jetzt begann die wilde Jagd. Die armen Vären flüchteten so rasch sie konnten, durch den Wald und hinter ihnen jagten die grausamen Jägerinnen und trieben sie mit ihren Kantschuks vor sich her. Endlich erreichten die Vären das freie Feld. Hier aber erlabten ihre Kräfte und sie sanken, einer nach dem andern in den Schnee, ihres Endes gewärtig. Doch die Jägerinnen begnügten sich, das erjagte Wild zu umringen und unter lautem Lachen und Spottreden noch einmal mit kräftigen Kantschukhieben zu traktiren. Dann wurden die unglücklichen Vären wieder von den Jägern in die Mitte genommen und in den Zwinger zurückgeführt.

So standen die Dinge, als der Gerichtshof das räthselhaft unglückliche Ereigniß, dessen Zeuge er gewesen war, dem Kreishauptmann meldete, welcher den Kopf schüttelnd, ihn einfach für verrückt erklärte. Doch das Gerücht von den redenden Vären der Fürstin Lubomirska verbreitete sich rasch in der Kreisstadt und in der Nachbarschaft. Cato, der Präsident des Ordens der römischen Tugend, welcher bisher vergeblich die Spur der verschwundenen acht Römer zu entdecken gesucht hatte, verstand jetzt sofort, was hier im Spiele war und begab sich zum Kreishauptmann, um seine Hilfe gegen die Willkür der Fürstin in Anspruch zu nehmen.

Der Kreishauptmann fand es besser, der Fürstin keine amtliche Bottschaft zu senden, sondern sie selbst aufzusuchen und sich auf gütlichem Wege mit derselben zu verständigen.

Eines Tages fuhr in den Schloßhof der Fürstin eine große Kutsche, in welcher der Kreishauptmann saß, und welche von Landsdragonern begleitet war. Die Fürstin eilte, den Vertreter des Kaisers am Fuße der Treppe zu empfangen und führte ihn in den Speisesaal, wo sofort ein opulentes Frühstück aufgetragen wurde. Nachdem die üblichen Worten gewechselt worden waren, begann der Kreishauptmann, etwas verlegen sich räuspernd:

„Gnädigste Frau, ich habe gar seltsame Dinge vernommen von Ihren Vären und bin gekommen, um dieses Weltwunder anzusehen und anzuhören, denn es giebt Leute, welche behaupten, daß Ihre Vären sogar sprechen, ja, sich in lateinischer Sprache sehr gewandt ausdrücken können.“

„So ist es,“ erwiderte die Fürstin lächelnd, welche sofort verstand, welche Mission der Kreishauptmann bei ihr zu erfüllen hatte. „Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, ja im letzten Augenblick, denn heute wollte ich meinen Vären, welche ich durch Rauberkünfte in meine Gewalt bekommen habe, ihre Menschengestalt und ihre Freiheit zurückzugeben.“

Der Kreishauptmann athmete auf. Er wußte jetzt, daß die Fürstin nachgeben und ihm seine Aufgabe leicht machen werde.

Auf den Befehl der Fürstin wurden nun die Vären vorgeführt. Der Kreishauptmann machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ es sich gefallen, daß die acht Römer nochmals ihre Kunststücke vor ihm zeigen mußten. Sie servirten bei Tisch, sie tanzten und führten alle ihre Kunststücke vor. Dann ließ die schöne Frau dieselben wieder abführen und als das Frühstück zu Ende war, erklärte sie dem Kreishauptmann, daß sie den Vären ihre menschliche Gestalt zurückgeben und nichts dagegen einzumenden habe, daß dieselben mit ihm nach der Kreisstadt zurückkehren. Die acht Römer wurden indeß in einem anderen Gemach des Schlosses mit Speise und Trank gelabt und zogen es vor, auch jetzt, wo ihre Strafe zu Ende war, sich in keiner Weise über die Fürstin zu beklagen, denn sie hatten an der Aktion, welche ihnen dieselbe ertbeilt hatte, für alle Zeiten genug. Als der Kreishauptmann das Schloß verließ, stand noch eine zweite Kutsche bereit, um die ehemaligen Vären der Fürstin aufzunehmen. Die acht Römer wurden von ihren Genossen am Eingange der Stadt feierlich empfangen und zogen in Triumphe in dieselbe ein.

Der Orden der römischen Tugend blühte noch manches Jahr und übte nach jeder Richtung hin sein Amt als Richter der Sitten und des Anstandes. Aber der Name der Fürstin Lubomirska wurde in seinen Sitzungen nicht mehr genannt, ja, wenn zufällig in einer Gesellschaft von ihr die Rede war, und böse Worte in Bezug auf sie fielen, dann sah sich jeder Ritter des Ordens, welcher anwesend war, veranlaßt, den Finger auf den Mund zu legen und den Spöttern und Sittenrichtern Zurückhaltung zu empfehlen.

„Fordert sie nicht heraus,“ hieß es dann, „sie hat den Teufel im Leib und jeder, der in ihre Krallen fällt, kann sich Glück dazu wünschen, wenn er wieder lebend und mit heiler Haut nachhause zurückkehrt.“

Die Fürstin Lubomirska hatte aber indeß in der That zwei Vären von ihrem Vater zum Geschenk erhalten und dieselben nahmen jetzt den Platz der acht Römer in dem Zwinger des

Schloß ein. Wieder kam einmal der Gerichtsbote vorüber, schlich sich bis an das Gitter und spähte nach den Vätern.

Als er aber nach der Kreisstadt zurückkehrte, sagte er mit einer verächtlichen Handbewegung:

„Die Fürstin hat wieder ein paar Vätern an der Kette, oder sie sind noch ungebildet, es wird wohl geraume Zeit brauchen, ehe sie sich zulammen lateinisch unterhalten können.“

## Bunte Zeitung.

Der Vesuv, dieser unruhige, stets grossende und rauchende Nachbar des schöngelegenen Neapel, macht sich durch seine Lava-Ergüsse wieder bemerkbar. Wir wollen, so schreibt man uns, nicht wieder eine so furchtbare Katastrophe befürchten, wie sie bei dem Ausbruch dieses feuerbegehenden Berges im Jahre 79 n. Chr. unter Kaiser Titus die drei Städte Pompeji, Herculaneum, Stabiae mit vielen Menschen in drei Tagen und Nächten spurlos von der Erde vertilgte. Immerhin ist es unheimlich, wenn solche Symptome sich zeigen. Die Besteigung des Vesuv lohnt sich trotzdem für alle, welche dieses schöne, mit Verwunderlichen Reizen von der Natur ausgehattete Stück Erde an dem weltberühmten Golf unter Italiens blauem Himmel besuchen. Hauptächlich zwei Wege führen zu seiner von Rauch und Schwefel brodelnden Höhe. Der eine, bequemere direkt von Neapel; 1½ stündige Wagenfahrt bis zum Fuß des Berges, von dem eine elektrische Drahtbahn bis nicht weit unter den eigentlichen Krater fährt, doch ist auch dann noch ein ganzes Stück, ca. 1 Stunde, in mühseligem Waten durch Lava, Asche und Lavagestein zu klettern. Der andere von Pompeji aus, wohin man auf ein stündiger Eisenbahnfahrt gelangt. Hat man zunächst hier die fast ganz ausgegrabene, auf einem nahen Hügel liegende Stadt mit ihren Strassen und Brunnen und Tempeln, mit ihrem Forum (früherem Marktplatz) und seinen noch sichtbaren Verkaufshallen besucht, so erreicht man in zweistündigemritt (das Pferd kostet 7 Lire = 6 M.) durch die fruchtbaren Gärten und Weingelände, die schon im Mai reisende Früchte zeigen, den Fuß des Kraters. Auch war hier noch lange Wanderung durch die Lavamassen mit ihrer Aiche, bei welcher die Führer auf das verschiedene Alter aufmerksam machen. Je höher hinauf, desto mehr deutliche Spuren der feuerbegehenden Thätigkeit des Berges; hier und da Schwefeldampf aushauchende Oeffnungen oder heiße Stellen, auf denen bei längerem Verweilen die Stiefelsohle fast verbrennt, wie denn überhaupt eine Fußbesteigung des Vesuv nicht unter 6—8 Stunden zu ermöglichen ist. Der Krater selbst, an dessen Rand man hingehen kann, eine ziemlich weite Oeffnung, gestattet allerdings nur selten einen Einblick, gewöhnlich ist er mit Rauch und Schwefeldünsten erfüllt, nur ein fortwährendes Grollen bezw. Donnern und Brodeln des unheimlichen Gefellen ist bemerkbar. Wächte er sich bei den bisherigen Anmeldungen seiner grauenvollen Thätigkeit beruhigen!

Das Einkommen der Kirchenfürsten. An der Spitze steht das Erzbisthum Gran, dessen Inhaber zugleich Primas von Ungarn ist, mit 1,600,000 M. Einkünften. Der Erzbischof von Prag hat eine Einnahme von 1,400,000, der Erzbischof von Erlau eine solche von 1,100,000, der Erzbischof von Olmütz 1,000,000 Einkommen. Der Fürstbischof von Salzburg ein solches von 700,000, der Fürstbischof von Brix eine halbe Million Einkünfte. Der Erzbischof von Wien, zu dessen Sitz keine liegenden Güter gehören, hat nur ein Einkommen von 80,000 M.

Die Kämpfe zwischen den Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse an den heiligen Stätten Palästinas, wie sie kürzlich in Bethlehchem vorgekommen sind und sogar zu diplomatischen Schritten geführt haben, sind doch nichts neues. Ein Reisender, der 1834 das heilige Land besuchte, erwähnt sie als etwas Hergebrachtes, indem er von der Kirche des heil. Grabes in Jerusalem sagt (Des Wagnereggelen E. Ch. Döbels Wanderungen im Morgenlande, herausgegeben von Ludwig Storch, 4. Auflage, Döbels Selbstverlag, 1843, II. S. 84): „Diese Mutterkirche aller christlichen Kirchen steht unter dem Schutze der Türken, deren Autorität sämtliche christliche Sekten anerkennen müssen, und die sich oft mit der Peitsche geltend macht, wenn die ewig unter den christlichen Parteien herrschenden Häretiken und Zwistigkeiten nicht auf gutlichem Wege beizulegen sind.“ In der gleichen Kirche war Döbel am Sonnabend vor Palmsonntag 1834 Zeuge einer blutigen Kauferei zwischen griechischen und armenischen Christen, die er mit allen Einzelheiten und sehr anschaulich schildert. „Tausende Menschen, von denen einer ärger schreit als der andere, und im wüthendsten Handgemenge (der Streit war um den Vortritt bei den kirchlichen Feiern entbrannt). Ein griechischer Priester zieht die Eckbeuge aus und haut damit wader drein, andere zerbrechen die Entangen, womit man die Lampen anzündet und auslöscht, und ein riesenhafter Armenier faßt eine solche und schlägt damit so gewaltig auf die glattgeschorenen Köpfe seiner Gegner, daß augenblicklich diese Blutstrahlen aus den Wunden springen und

Kleider und Gesichter der Kämpfenden röthten. Von der Galerie herab (auf welcher sich auch Döbel selbst befand) wirft ein katholischer Priester ein Brett in die Kirche, das mehreren auf die nackten Köpfe fällt und zerbricht. Sogleich beginnt ein wüthender Kampf um das Brett, denn jeder trachtet danach, ein Stück als Waffe zu erhalten.“ Einige Türken treten dazwischen und vermitteln mit Erfolg, aber ein kleiner Grieche entfacht den Kampf aufs neue und ärger als zuvor; die nach außen Drängenden können den blutigen Raum nicht verlassen, denn die Thüren werden nicht geöffnet, weil Tausende einfinden und an der Schlägerei theilnehmen wollen. Endlich erscheinen türkische Soldaten, die zunächst vor der Kirche eine Gasse frei machen. „Der Anführer, ein Italiener, der den türkischen Glauben angenommen, tritt mit etwa sechszig Mann in die Kirche und weidet mit hämischer Schadenfreude sein Auge an dem Kampf, der eben mit größter Heftigkeit wüthet. Erst nachdem er sich an dem traurigen Anblick genugam ergötzt, ließ er seine Soldaten einschreiten und den Anwesenden befehlen, die Kirche zu verlassen. Sie gehorchten um so lieber, als ihre Kräfte erschöpft zu sein schienen. Langsam schritten sie durch die Reihe der Soldaten. Ein hinter mir gehender Italiener präbte gegen seinen Nebenmann, einen Priester, mit seinen vollführten Großhaken. Eben war er im Begriff, ihm zu zeigen, wie er seinen Stockdegen habe ziehen und damit einen erstickten wollen, als das beläufige Por Dio santo ihm auf den Rücken erstarb, denn der Hakenschlag eines Soldaten traf ihn und seinen Gefährten so stark, daß beide zu Boden stürzten. Wie der Priester dafür kam, weiß ich nicht, der Italiener aber erhielt ihn nicht unbedient.“

Eine Seele von einem Menschen war der Cand. jur. Jens Jensen aus Klugbüll in Dänemark. Das offenbarte er überall auch in der Staatsprüfung, wie der folgende uns mitgetheilte Hergang sattsam beweist. „Mit dem Civil- und Kriminalrechte, Herr Kandidat, scheinen Sie sich nicht eben besonders beschäftigt zu haben; wir wollen sehen, ob es mit dem Kirchenrechte besser geht! Was würden Sie z. B. thun, wenn ein Prediger sich wegen noch ausstehender Populationsgebühren weigerte, eine Kindtaufe vorzunehmen?“ — „Ich — ich — ja — ich würde mal zu ihm gehen und mit ihm mal darüber sprechen.“ — „Allerdings würde dies wohl das Erste sein; gehest indessen, der Prediger stehe sich auf Ihre gültigen Vorstellungen nicht ein, welche Maßregeln würden Sie alsdann ergreifen? Nun? Sie bitte —“ — „Ja, mei Scheel, so sollte ich ihn wohl genug Weisheit steuern; ich würde ihm mal ganz ernsthaft vornehmen und würde ihm sagen: Sie sollten sich so Ehoht was hämen, Herr Pastor.“ — „Herr Jensen! Wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, wünschte ich, daß Sie die Sache, abgesehen von jeder moralischen und persönlichen Einwirkung, durchaus nur vom juristischen Standpunkte betrachten möchten. Stellen Sie sich also vor, Sie wären schon zweimal oder so oft Sie wollen, bei dem Prediger gewesen, hätten aber durchaus nichts ausgerichtet. Sehen Sie einfach den Fall: er will es durchaus nicht, er thut es nicht!“ — „O — er — thut es — doch wohl!“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Der Kaiser hat ein großes Bild anfertigen lassen, welches als Geschenk für die Nacht „Hohenzollern“ bestimmt ist. Dasselbe stellt die „Hohenzollern“ auf nächstlicher Meeresfahrt bei tieblauem, sternbesäten Himmel dar. Trotz des Dunkels der Nacht erkennt man den Kaiser in Marine-Uniform auf der Kommandobrücke. Das Bild, etwa anertshalb Meter hoch, ist von einem kostbaren Rahmen in weißer Farbe umschlossen, der mit grünem Vorbergeweibe bezetzt ist. Am oberen Ende befindet sich eine mit der Kaiserkrone geschmückte Bronzetafel mit einer Inschrift, welche die Eindrücke der bisherigen Seefahrten auf den Kaiser nach seiner eigenen Aufzeichnung schildert.

Prof. Calandressi in Berlin hat nunmehr den Vertrag betreffs Anfertigung des Kaiser Wilhelm-Denkmal in Bromberg mit dem Denkmals-Comite abgeschlossen. Das Meisterbild soll am 1. April 1894 fertig sein und kostet 75,000 M.

Die Wasserkur und ihre Anwendungsweise. Von Sanitätsrath Dr. E. Bressler, Direktor der Wasserheilanstalt zu Jämenau i. Thür. Mit 38 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tabelle. 263 Seiten. 8. Preis 3 M., in Original-Lemenband 4 M. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Der Zweck dieses Werkes ist einestheils, das Vertrauen zur „Wasserkur“ als einer vernunftgemäßen, auf wissenschaftlichen Unterlagen stehenden Heilmethode möglichst zu befestigen, andertheils, die einzelnen Heilmittel dieser Kurmethode näher zu beschreiben und jedermann zugänglich zu machen. In gedrängter Darstellung ist es eine populäre, von wissenschaftlichem Geiste getragene Schilderung aller der Momente, die bei einer Wasserkur in Frage kommen.